

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 140. Bromberg, den 7. Juli 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

(15. Fortsetzung.)

„Sie haben sehr gut geraten, Jan Fock."

„Na also! Ich hab's mir gedacht." Er lachte leise auf. „Ich will mich nicht aufspielen, Oberst Holligan: ein bißchen enttäuscht bin ich, denn für einen armen Schlucker sind so viele tausend Dollar ein märchenhaftes Vermögen. So recht geglaubt hab' ich um die Geschichte niemals. Sie war eben zu märchenhaft. Unsereiner gewinnt das große Los nicht; nur die, die's nicht nötig haben, kriegen es immer wieder. Vermutlich wissen sie Gescheiteres damit anzufangen als wir. — Also, es ist nichts mit den fünfundzwanzigtausend?"

„Doch!"

„Nun verstehe ich Sie aber nicht", sagte Jan stockend, und seine Stimme zitterte. „Eben sagten Sie noch . . ."

„Ich sagte, daß es mit den fünfundzwanzigtausend nicht seine Richtigkeit habe — und das stimmt. — Hören Sie mir zu Jan Fock: Senjor Argentuela, dessen Bild Sie da drüben hängen sehen, falls sich Ihre Augen schon an diese ägyptische Finsternis gewöhnt haben, — Senjor Argentuela hat mir einen andern Auftrag an Sie hinterlassen. Damals in Genua habe ich Ihnen nicht die ganze Wahrheit gesagt. Nicht um die Dollar handelt es sich, sondern . . ."

„Sondern?" fragte Jan und umspannte mit beiden Händen die Lehne des Rohrsessels so fest, daß das Rohr knisterte.

„Sie müssen ruhiger sein, Jan Fock, sonst kann ich Ihnen die Mitteilung nicht machen."

„Ich bin vollkommen ruhig, Oberst Holligan."

Der Oberst stand drei Schritte von Jan entfernt vor dem Schreibtisch und hatte die Füße übereinander gekreuzt. Er trank einen kleinen Schluck von dem eisgekühlten Orangewasser und stellte das Glas hinter sich auf den Tisch. Von Zeit zu Zeit flammte seine Zigarette auf wie ein winziges rötliches Auge.

„Es handelt sich um mehr, Jan Fock: es handelt sich um das gesamte Erbe Argentuelas."

Jan machte eine Handbewegung, die besagen sollte, daß er nicht begriffe. Er legte die Zigarette weg.

„Sie wissen, daß mir Argentuela wenige Stunden vor seinem Tode mit aller Dringlichkeit eingeschärft hat, Sie zu suchen. Ich habe Ihnen auch gesagt, daß er mit seinen letzten Gedanken bei Ihnen war, obwohl er nicht wußte, was und wer Sie sind. Dies festzustellen, überließ er mir. Ich sollte Sie kennen lernen und darüber entscheiden — so lautet der Wortlaut des Testaments —ob Sie würdig seien, sein Erbe zu sein. Während der Überfahrt sind wir gute Freunde geworden, Jan Fock, nicht wahr? Wir haben uns kennen gelernt, und ich weiß nun, wer Sie sind, und was Sie sind, und ich habe meine Entscheidung getroffen, wie es Argentuelas Wille war. Sie werden sich mit meinem Sohn in das Erbe des Verstorbenen teilen."

Jan lag wie ein Toter in seinem Sessel. Man hörte kaum sein Atmen. Seine Augen glitzerten.

„Sie haben mich gut verstanden, Jan Fock."

Es kam keine Antwort.

Der Oberst ging zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Als Testamentsvollstrecker habe ich heute bei dem Notar Argentuelas, dem Senjor Requena, Einblick erhalten in die Vermögensverhältnisse des Verstorbenen." Er dämpfte seine Stimme ein wenig. „Das flüssige Vermögen beläuft sich auf rund — hören Sie zu, Jan Fock! — auf rund vierunddreißig Millionen Dollar. Dazu kommen die großen Besitzungen in Amazonas und . . ."

Der Oberst konnte nicht weiter sprechen. Jan Fock sprang auf. Er stieß einen kurzen heisern Schrei aus, der nach Entsetzen und Angst klang. Er umpackte Holligans Schultern, rüttelte ihn und schüttelte ihn. Dann atmete er laut auf, lockerte seinen Griff, und seine Arme sanken herab. Von seinen Lippen kam ein leises klägliches Lallen. Er blieb steif und aufgereckt stehen. Holligan wollte fortfahren, aber Jan Fock begann mit einer veränderten, spröde und brüchig klingenden Stimme: „Ich habe Sie belogen, Oberst Holligan. Ich bin nicht der, für den ich mich ausgegeben habe. Ich bin . . ."

Er hielt inne, weil der Hals ihm trocken war.

„Nun?" fragte Holligan. „Wer sind Sie?"

Jan Fock antwortete heiser flüsternd: „Ich bin ein Dieb Oberst Holligan . . ."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Ich bin ein Dieb!" wiederholte Jack raunend. „Hören Sie? Ich habe gestohlen!"

„Ich verstehe Sie noch immer nicht!"

Jan Fock ließ sich langsam in den Sessel fallen, aber auch im Sitzen behielt er seine aufgereckte steife Haltung.

„Weder Sie, Oberst Holligan, noch der tote Senjor Argentuela sollen von mir betrogen werden. Sie werden mir das Erbe nicht zusprechen können, weil ich nicht würdig bin." Er wiederholte zum dritten Male sehr leise: „Denn ich bin ein Dieb."

Der Oberst ging zu seinem Platz am Schreibtisch zurück. „Erzählen Sie!"

Jan Fock, der Dieb, erzählte. Er berichtete von seinem ersten Diebstahl in Miami und verschwieg nichts. Er hatte keinen Cent in der Tasche gehabt, und der Boden von Florida war ihm heiß geworden, nachdem er verhaftet worden war. Da habe er gestohlen und sich gewundert, wie leicht das sei. Er habe ein zweites Mal in San Remo gestohlen und seinen Raub nur deshalb nicht zu Geld gemacht, weil die Frau, in deren Zimmer er eingedrungen sei, Scham und Mitleid in ihm geweckt habe. Er werde ihr den Schmuck zurückbringen, er liege wohlverwahrt in einem Tresor der Banca d'Italia zu Genua. Der Oberst erfuhr auch, was Jan im Hermes-Haus zu tun gehabt hatte.

Während er sprach, hatte er die Augen fest geschlossen gehalten. Nun schlug er sie wieder auf.

Der Oberst schwieg lange und wartete, ob Jan noch etwas hinzusetzen werde, und als kein Wort der Entschuldigung, der Erklärung oder reuiger Selbstanklage kam, ging er zu dem Schweigenden hinüber und streckte ihm beide Hände hin.

„Ich danke Ihnen sehr, Jan Fock! Sie haben das Gegenteil von dem erreicht, was Sie zu erreichen fürchteten: Jetzt lege ich erst recht Argentuelas Erbe mit gutem Gewissen in Ihre Hände, denn ich weiß, Juan hätte nicht anders entschieden als ich. — Sie werden nach Ihren Begriffen unermeßlich reich sein. Und wenn ich bisher noch Furcht um Sie hatte und meinte, Sie könnten sich vielleicht diesem Reichtum nicht gewachsen zeigen und ihm unterliegen, — jetzt bin ich überzeugt, daß Sie alle Verlockungen ebenso überwinden werden, wie Sie sich in dieser Stunde selber überwunden haben. **Geben Sie mir Ihre Hände,** Jan Fock!"

Jan wollte aufstehen, aber ihm fehlte alle Kraft. Er reichte dem Obersten die Hände hin und hörte nicht mehr, was dieser sprach. Und als Holligan endlich schwieg, bat Jan demütig: „Würden Sie mir wohl eine Bitte erfüllen, Oberst Holligan?"

„Welche?"

„Verzeihen Sie: Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie die große Güte hätten, mich jetzt allein zu lassen."

„Ich lasse Sie gern allein, Jan Fock, denn ich habe Ihnen nichts mehr mitzuteilen. — Wenn Ihnen wieder der Sinn danach steht, eine menschliche Stimme zu hören, so kommen Sie hinunter. Sie finden Rudyard und mich auf der Terrasse. Wir erwarten Sie."

„Haben Sie vielen Dank, Oberst Holligan!"

„Sie haben nichts zu danken!"

Der Oberst ging. Jan hörte seine Schritte, die draußen verklangen. Er blieb zusammengekauert in seinem Sessel sitzen und lauschte auf das leise Rieseln des Wassers, das draußen über das Sonnendach floß. In den Baumwipfeln des Parks kreischten und krächzten Vögel. Die Sirenen eines Ozeandampfers heulten weit in der Ferne.

Jan sagte mit schüchterner Stimme in die Dämmerung hinein: „Ich bin reich!"

Aber diese Worte weckten keinen Widerhall in seiner Seele, so sehr er auch lauschte.

Er bestätigte es sich noch einmal und dringender: „Ich bin s e h r reich!"

Und da seine Seele noch immer nicht antwortete, wiederholte er die Worte des Obersten: „Ich bin ganz unermeßlich reich!" Er dämpfte seine Stimme zu einem beschwörenden Raunen herab: „Vierunddreißig Millionen Dollar!"

Sein Herz wußte nichts mit dieser Beschwörung anzufangen und schwieg. Jan versuchte es mit sinnfälligeren Mitteln: „Du mußt ganz aufmerksam sein, Jan! Du bist so reich wie die Leute, die in der Park Avenue zu Newyork wohnen! Du kannst dir ein Haus in Palm Beach kaufen!"

Wohl hörten seine Ohren diese Worte, aber kein Echo in seiner Seele wurde wach. Da gab Jan die Mühen auf, sich auf diese Weise von seinem Glück zu überzeugen. Er blieb still sitzen, schloß die Augen und überlegte, daß ihn nichts davon abhielt, sein ganzes Heimatsdorf samt Kirche und Schulhaus zu kaufen, ohne daß in seinem Vermögen ein nennenswertes Loch entstand. Aber ihm lag nichts an Ulvesbüll, nichts an der baufälligen Kirche und erst recht nichts am Schulhaus.

Was war mit diesen Millionen sonst noch anzufangen?

Er lauschte und horchte in sein Herz hinab, er wartete, ob irgendein Bild vor ihm entstünde. Und plötzlich sah er ein schönes, weißes Schiff durch das Meer gleiten. Er erkannte alles: die dunklen Bullaugen, die Masten, die glänzenden Scheiben des Steuerhauses. Das Schiff fuhr gerade auf ihn zu, und an Bord stand eine Frau. Sie war ganz in Weiß, und ihr Haar war blond. Sie hob die Arme und winkte.

Da erkannte er sie: er hatte sie schon einmal gesehen! In San Remo, in einem dunklen Zimmer, waren ihre Augen mit einem entsetzten schreckerstarrten Blick den seinen begegnet.

Da sprang Jan Fock auf und brüllte vor Lust.

XXV.

Unmerklich entstand im Herzen Erlas eine große Liebe zu Schloß Bogat und dem weiten flachen Land, das sie auf dem Rücken Glöndas, ihrer goldhaarigen Stute, durchstreifte. Sie legte sich keine Rechenschaft darüber ab, daß diese Liebe aus dem Herzen Arkanys in das ihre übergegangen war.

Es kam vor, daß sie nach einem langen, anstrengenden Ritt vom Pferde sprang und sich auf den Boden fallen ließ, um den strengen herben Duft der Erde einzuatmen, der sie berauschte. Sie horchte auf die Stille, die mit tausend Stimmen sang, und sie blinzelte in den Himmel, der nirgend so hoch war, wie in diesem Lande, und auch das Licht schien mit tausend silberhellen Stimmchen zu singen.

Diese ganze lange Kette von Tagen war wie ein einziger Tag, dessen Beseligung nie aufhörte. Boris, das Pferd Arkanys, und Glönda, Erlas Fuchsstute, flogen Leib an Leib über die flache Steppe, daß ihr Lauf wie ein einziger Jubelschrei war, und oft schrie Erla wirklich vor Lust. Dann wandte Arkany, mitten im jagenden Ritt, den Kopf und lächelte mit fest zusammengepreßten Lippen.

Niemals hatte sie einen Menschen reiten sehen wie ihn. Erst wenn er im Sattel saß, war er — er selber. Sie bewunderte ihn, sie erschrak oft vor seiner tollkühnen Wildheit und fühlte wieder Rührung mit ihm, wenn er sich begeistert oder empfindsam wie ein Knabe zeigte.

Er erlaubte ihr tausend Blicke in seine Seele, aber deren Tiefen ergründete sie nicht. Wer war Arkany? Ein hochmütiger Narr? Ein Hunne? Ein demütiger Page? Ein herrischer Lüstling, der seiner Beute sicher war?

Eines Morgens war Erla Zeugin, wie Arkany einen Knecht schlug. Der junge Mensch hatte — aus Versehen oder Leichtsinn — das Pferd seines Herrn mit den Sporen verletzt. Die Wunde war dick mit dunklem, geronnenem Blut verklebt. Arkany erblickte die Wunde, dann sah er mit einem starr und gläsern gewordenen Blick auf den Knecht. Seine Lippen zogen sich in den Mund, seine Wangen waren fleckig erblaßt, und als der Knecht eine Entschuldigung stammeln wollte, schlug er ihn mit der Reitpeitsche hart über den Rücken, sprang dann in den Sattel und ritt so schnell davon, daß Erla ihm kaum folgen konnte. Während des langen Rittes sprach er über den Vorfall kein Wort, trug aber ein gedrücktes Wesen zur Schau, und als sie gegen Mittag zurückkehrten, ging er in den Stall, wo der junge Knecht arbeitete und sagte laut, ohne die Gegenwart der andern zu bemerken: „Ich habe dich heute geschlagen und von deiner Entschuldigung nichts hören wollen. Ich habe Unrecht getan. Willst du mir verzeihen?"

Und da der Knecht vor Verlegenheit nur nicken und kein Wort hervorbringen konnte, ergriff Arkany dessen Hand. „Ich danke dir! — Aber vergiß niemals, daß die Pferde Geschöpfe sind wie du und ich. Du darfst sie nie mehr quälen!"

Er rief allen einen Gruß zu und schritt hinaus. Auf dem Rückweg zum Schloß war er heiter und guter Dinge wie nach einer sehr befriedigenden Tat.

Einmal ritten sie an einer Koppel vorbei, die sich halbwegs zwischen Belesvar und Szarvas befand. Vier Knechte waren damit beschäftigt, das Rudel junger Pferde in eine Ecke zu drängen, um sich einen Hengst herauszugreifen, der eingeritten werden sollte.

Es war ein prächtiges Tier, hochbeinig und langgestreckt wie beste englische Zucht. Das schwarze Haar glänzte wie bläulich schimmernde Seide. Als die Knechte es eingefangen und in eine leere Koppel geführt hatten, zitterte es. Es war unmöglich, ihm den Sattel aufzulegen: er gebärdete sich wie toll.

Arkany rief ein paar ungarische Worte hinüber und stieg ab. Mit seinen langen hastigen Schritten ging er auf das Pferd zu, strich ihm begütigend die Mähne zurecht, beruhigte es durch Streicheln, Klopfen und leise Zurufe. Die Knechte zogen sich auf seinen Wink immer weiter zurück.

Erla sah ihm gespannt zu. Sollte er es wagen, das Pferd ohne Sattel und Bügel einzureiten? Arkany wagte es in der Tat. Er saß im Nu auf dem Rücken des Pferdes.

Sie wußte genau, daß es ihm nur darauf ankam, sich und seine Kraft zur Schau zu stellen, dennoch aber stand sie zwanzig Minuten lang Todesängste um ihn aus.

Das Pferd wehrte sich gegen seinen Reiter. Es stieg mit der Vorderhand in die Höhe, schlug aus, daß die Rasenstücke flogen, umjagte die Koppel, und als Arkany fest und sicher blieb, warf es sich unvermutet nieder. Arkany sprang mit Gedankenschnelle ab und entging der Gefahr, unter dem Pferdeleib zerquetscht zu werden. Aber er saß ebenso schnell wieder auf wenn es sich aufrichtete.

Schließlich blieb er Sieger. Der Hengst trabte langsam und mit schaumtriefendem Maul an der Koppelumzäunung entlang, er ließ sich sogar lenken. Arkany sprang ab, rief die Knechte herbei und ging zu Erla zurück. Er atmete ein wenig schneller — das war alles, was ihm von einer Erschöpfung anzumerken war, seine Stimme hatte den gewohnten ruhigen Klang, als er sagte: „Ein sehr starkes Tier. Ich habe viel Mühe mit ihm gehabt. Ein Terakssohn, sein Vater hat vor vier Jahren das Hamburger Derby gewonnen."

Als Erla ihm die Hand reichte, ihn beglückwünschte und mit ihrer Bewunderung für seinen Mut und seine Kraft nicht zurückhielt, lächelte er beglückt wie ein Junge.

(Fortsetzung folgt.)

Sommer.

So ist der Sommer — goldrote Ähren,
Wie seidne Bänder leicht vom Wind gewiegt,
Ein stilles Glück, ein funkelndes Verklären,
Das zärtlich sich an alle Herzen schmiegt,

Und Menschen nahen mit verträumten Augen,
Vom Strom des Lichtes sanft dahingespült,
Die sich die Sonne in die Seele saugen,
Daß ihrem Lächeln sie vieltausendfach entquillt,

Die ihre Hand auf reiche Felder neigen,
Daß sie der Halme zarte Spitzen streift,
Und weiter wandern — und wie trunken schweigen,
Und fühlen, daß auch ihre Hoffnung reift.

Franz Groebbels

Hitzeattacke auf die Gesundheit.

Sommerliche Gefahren und ihre Verhütung.

(Von einem ärztlichen Mitarbeiter.)

Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Lange, ach so lange haben wir uns nach Sonne gesehnt. Pessimisten haben die Hoffnung auf einen warmen Sommer überhaupt ganz aufgegeben. Und nun scheint sie doch kräftig vom Himmel, die alles erwärmende und alles erleuchtende Sonne. Beinahe zu kräftig. Schon gibt es nicht Wenige, die unter den Sonnenstrahlen leiden, denn mit der Sonne geht es wie mit vielen anderen Dingen: Man sehnt sich danach, man wartet ungeduldig auf sie, und wenn sie dann endlich uns mit ihren Strahlen beglückt, dann seufzt man unter ihrer Last. Jeder sucht sich diese Last leicht zu machen, aber nicht jeder wendet hierzu die richtigen Mittel an. Manch einer, der unter der Hitze wenig oder garnicht leidet, handelt leichtsinnig und vergißt, daß wie jede Jahreszeit, auch der Sommer eine reichlich fließende Quelle von Gefahren für unsere Gesundheit bildet. Gerade der Sommer. Durch direkte Einwirkung der Hitze auf unseren Körper und durch indirekte auf dem Umwege über die Nahrungsmittel, die wir zu uns nehmen, entstehen Gefahren für unseren Organismus. Nicht nur die Säuglinge haben in den Sommermonaten die höchste Sterblichkeitsziffer zu verzeichnen, auch die Opfer verdorbener und vergifteter Nahrungsmittel sind beträchtlich. Neben diesen ernsten und lebensgefährlichen Erkrankungen lauern auf uns weniger bedenkliche, aber deswegen nicht weniger unangenehme durch die sommerliche Hitze hervorgerufene Funktionsstörungen: Sonnenbrand, Sonnenstich, Schlaflosigkeit, Kopfweh und der oft tödlich verlaufende Hitzschlag. Die Grundregeln sommerlicher Hygiene müßten allen Menschen geläufig sein und besonders unsere Hausfrauen und Mütter haben hier noch viel zu lernen. Aber auch die Herren der Schöpfung, die bei der Sportausübung und bei dem Genuß von Nahrungsmitteln besonders leichtsinnig zu sein pflegen, tun gut daran, sich um die Hitze und ihre Wirkung auf den menschlichen Organismus etwas eingehender zu kümmern.

Die heiße Jahreszeit verlangt gebieterisch eine Umstellung in der Ernährungsweise. Es ist gut, daß der Magen von selbst nach leichtverdaulichen und erfrischenden Nahrungsmitteln Verlangen trägt, und so seinem Verdauungsapparat zu Hilfe kommt. Während der heißen Tage hat der Verdauungsprozeß mit viel größeren Widerständen zu rechnen. Er verläuft träger als sonst, sodaß der übertriebene Genuß von Fleisch und sonstigen anspruchsvollen Nahrungsmitteln zu Verdauungsschwierigkeiten führen kann. Man halte sich am besten an die Nahrungsmittel, die die Jahreszeit so verschwenderisch hervorbringt: an Obst, Gemüse, Salat. Man wird dann bald bemerken, daß es nicht unbedingt notwendig ist, jeden Tag Fleisch zu essen und daß man sich in heißen Tagen viel wohler fühlen wird, wenn man sich an Obst- und Gemüsenahrung hält. Es ist überhaupt zu empfehlen, möglichst wenig zu essen und, was am wichtigsten ist, möglichst wenig zu trinken. Es ist wahr, daß man im Sommer sehr leicht Durst bekommt, es ist aber falsch zu glauben, daß man durch den fortwährenden Genuß von kalten Getränken das Durstgefühl beseitigen kann. Über eine momentane Erleichterung wird man nicht viel mehr damit erzielen können. Im Gegenteil. Vermehrte Hitzeleiden stellen sich ein; denn der Körper muß nun erst durch Ausschwitzen mit der zu reichlich aufgenommenen Flüssigkeit fertig werden. Vor allem aber hüte man sich, zu hastig und zu kalt zu trinken. Man beherrsche sich so weit, daß man, sagen wir z. B., nach einer starken Erhitzung durch irgendwelche Sportbetätigung oder durch Arbeit im Freien erst eine gewisse Abkühlung abwartet, bevor man den labenden Trunk zu sich nimmt. Auch sei man vorsichtig beim Trinken nach dem Genuß von frischem Obste. Die meisten sommerlichen Darmerkrankungen sind auf die Übertretung dieser Vorschrift zurückzuführen.

Die Hausfrau hat dafür zu sorgen, daß nur einwandfreie, frische Nahrungsmittel auf den Tisch kommen. Man kaufe nur das ein, was für den unmittelbaren Verbrauch des Tages berechnet ist, man vermeide Lebensmittel, die leicht der Verderbnisgefahr ausgesetzt sind und denen dies nicht ohne weiteres anzusehen ist. Also z. B. alle Mojonnaisegerichte, Fische, die nicht in lebendem Zustande beim Einkauf vorgefunden wurden u. a. Fleischsorten, wie Lunge, Herz und Niere, müssen am selben Tage gegessen werden. Butter, Käse, Wurst halte man, wenn überhaupt, so nur in ganz geringen Vorräten. Konserven müssen entweder auf einmal aufgegessen oder so kühl aufbewahrt werden, daß eine Vergiftungsgefahr ausgeschlossen ist. Die gefährlichsten Krankheits- und Fäulniserreger sind die Fliegen, denen eine unerbittliche Kampfansage zu gelten hat. Durch Hygiene im Haushalt, durch eine zweckentsprechende sommerliche Ernährungsweise können viele Gefahren, die die warme Jahreszeit mit sich bringt, im Keime erstickt werden.

Und die Kleidung? Man sollte meinen, daß jeder Mensch schon aus Bequemlichkeit sich im Sommer zweckentsprechend anzieht. Aber es gibt viele Menschen, die sich von ihren warmen Sachen nicht trennen können und die ängstlich jeden Lufthauch von ihrem Körper fernhalten. Man gehe doch einmal in Amerika oder in London, von den südlichen Ländern garnicht zu sprechen, ins Bureau oder auf die Straßen, und man wird feststellen können, daß die überwiegende Mehrzahl der Männer ohne Jacke, nur mit Sporthemd, Hose und Gürtel angezogen sind. Auch der Hut ist ganz außer Mode gekommen. Weiße Stoffe sind nicht nur deshalb zu bevorzugen, weil sie schön aussehen, sondern weil sie befähigt sind, die Wärmestrahlen zurückzuwerfen. Um die notwendigen Hautfunktionen, die Blutzirkulation und die natürliche Transpiration zu fördern, ist es notwendig, der Luft möglichst Zutritt zum Körper zu verschaffen und ihn nicht durch unporöse Stoffe abzudichten. Baumwolle und Seide, auch Leinen, sind also die gegebenen Sommerstoffe. Man kann natürlich auch, wie überall, des Guten zuviel tun und seinen Körper oder bestimmte Körperteile zu stark der Sonne aussetzen. Siehe Sonnenbäder, die übertrieben genossen, direkt schädigende Folgen nach sich ziehen können. Ist der Sonnenbrand noch eine verhältnismäßig harmlose Folge übertrieben genossener Sonne, wenn auch mitunter starkes Fieber und langanhaltende Schlaflosigkeit ihn begleiten, so ist der Sonnenstich eine sehr ernst zu nehmende Krankheit. Er ist besonders gefährlich dadurch, daß er, anders wie der Hitzschlag, sich nicht sofort bemerkbar macht, sondern sich erst allmählich durch Kopfschmerzen und Schwindel anzeigt. Schwere langandauernde, oft unheilbare Störungen des Nervensystems können die Folge sein.

Gut angewandt, wird der Sommer zu einem Borne unserer Gesundheit, übertrieben genossen, kann er zu schweren Schädigungen führen. Wir haben es selbst in der Hand, was der Sommer für unsere Gesundheit bedeuten soll.

Dr. med. F. N.

Andorra.

Von Dr. R. F. Ling-Paris.

Ein Ereignis, das die Herzen vieler Briefmarkensammler schneller schlagen lassen wird und gleichzeitig Fragen der höchsten Politik aufgeworfen hat, trug sich jüngst in einem der entlegensten Winkel Europas zu. Die Republik Andorra hat sich entschlossen, zum ersten Mal Briefmarken auszugeben, zum ersten Mal seit ihrem Bestehen, das bis auf das Jahr 1278 zurückgeht! Andorra — das ist das seltsamste Staatengebilde, welches das moderne Europa kennt, viel merkwürdiger als die allbekannte Republik San Marino, viel urwüchsiger und fast legendenhaft. Die ganze Gegend und ihre Verhältnisse sind seltsam. Steht nicht beispielsweise Frankreich mit Spanien in langwierigen politischen Verhandlungen über ein Kalb? Jawohl, um ein Kalb. Drei kleine Grenzgemeinden dicht an der französisch-spanischen Grenze haben seit dem sechzehnten Jahrhundert das Recht, ihre Kühe auf spanisches Gebiet zum Weiden zu schicken, weil sie selbst nicht genügend Weideplätze haben. Als Gegenleistung ist durch Staatsvertrag vor mehr als vierhundert Jahren die Lieferung eines Kalbes festgesetzt worden. In die Kosten müssen sich die drei Gemeinden teilen, aber vor einigen Monaten revoltierte eine von ihnen mit der Behauptung, daß ihr dieses alte Recht nichts mehr nütze und das Dorf zu arm sei, um den Anteil aufzubringen. Sie verweigerte kurzweg die Zahlung, aber der Präfekt bestimmte kraft seines Amtes, daß eine bestimmte Summe zu entrichten sei. Darauf erhob der Gemeinderat Beschwerde beim Staatsgerichtshof in Paris, doch diese weise Versammlung entschied, daß die Frage keine rein juristische, sondern eine wichtige außenpolitische sei und daß erst durch Verhandlungen des französischen Außenministeriums mit Spanien bestimmt werden könnte, ob das Kalb nach wie vor geliefert werden solle oder nicht. Worauf nunmehr diesbezügliche Vorstellungen erhoben worden sind.

In dieser merkwürdigen Gegend befindet sich die „Republik" Andorra, mitten zwischen Spanien und Frankreich, auf den höchsten Pässen der Pyrenäen. Ihre Einwohnerzahl übersteigt nicht fünftausend Köpfe, und ihre „Hauptstadt", Andorra la Viella, beherbergt knapp 500 Seelen. Die Bewohner führen den Bestand dieses Staatsgebildes auf die Regierungszeit Karls des Großen zurück, als Teile der christlichen Bevölkerung

sich vor dem Ansturm der Sarazenen in die unwirtlichen Hochgebirgsebenen flüchteten und dort energischen Widerstand leisteten. Als Belohnung erhielten sie das Recht der Selbständigkeit, gerieten später in teilweise Abhängigkeit der Grafen von Foix auf französischer Seite und des Bischofs von Urgel auf spanischer, denen beiden sie Tribut zahlen mußten. Als rechtmäßige Nachfolgerin der französischen Grafen übt heute die französische Republik eine Souveränität aus, während von Spanien noch immer der Bischof von Urgel, aber nicht der König von Spanien zur anderen Hälfte Souverän ist. Seit altersher liegt der Tribut fest, dessen Summe seit Menschengedenken nicht geändert worden ist. Alljährlich begibt sich daher eine Abordnung hinunter in das französische Grenzgebiet, um dem Präfekten der nächstgelegenen Stadt Perpignan ganze 960 französische Franken zu überreichen, während auf der spanischen Seite der Bischof 450 spanische Peseten erhält. Andorra ist aber ein politisch anerkanntes Staatsgebilde mit eigenem Heer, das allerdings seit tausend Jahren keinen Krieg geführt hat. Jeder Familienvater und erwachsene Sohn muß sich, mit einem Gewehr bewaffnet, auf dem Marktplatz von Andorra la Viella einfinden, wenn die „Regierung" dies anordnet. Die Regierung besteht aus 24 erwählten Andorranern, die sich in dem kleinen, uralten Gebäude einfinden, das gleichzeitig Parlament, Gerichtshof, Gefängnis und Archiv ist. Das Recht ist Gewohnheitsrecht und teilweise noch von atavistischen Vorstellungen bestimmt. Vertrag ist Vertrag, gleichgültig worauf, er sich bezieht. So entschied zum Beispiel der Gerichtshof, daß ein Bewohner Andorras verpflichtet sei, folgende Klausel auszuführen: Er hatte mit einem Spanier ein Abkommen getroffen, diesem ein Pferd zu liefern, ohne den Zoll an der spanischen Grenze zu bezahlen. Als er später mit der Ausführung zögerte, verklagte ihn der Spanier in Andorra und gewann den Prozeß, so daß der Andorraner dazu verurteilt wurde, Schmuggel zu treiben! Das ist weiter nicht verwunderlich, da ein großer Teil der Bewohner vom Schmuggel lebt und auf den steilen und fast unzugänglichen Gebirgspfaden Tabak und Wein von Spanien nach Frankreich und zurück schafft. Das Land ist so dürftig, daß es nicht genügend Weideplätze für die paar armseligen Ziegen und Maultiere besitzt, die sich dort befinden. Man will keine unnötigen Münder, da schon die rechtmäßig geborenen zuviel sind. Und nun hat diese Republik das Recht erlangt, Briefmarken auszugeben — ein Recht, das ihm von Frankreich bestritten wurde. Die erste Briefmarke! Sie wird nach dem Muster der spanischen Marken angefertigt werden und die Landschaft Andorras zeigen.

Von französischer Seite aus ist Andorra sehr schwer zu erreichen. Von Toulouse führt eine Kleinbahn in die Vorberge der Pyrenäen und braucht vier Stunden, um ganze achtzig Kilometer zurückzulegen. Dann geht es mit dem Postauto noch einige hundert Meter bis nach Hospitalet hinauf, und dann ist man am Ende. Wer noch weiter will, muß sich des Maultieres bedienen, sofern es Sommer ist, d. h. eigentlich nur im Juli-August, während im Winter ein beschwerlicher Fußmarsch mit dem eingeborenen Führer nach Andorra führt. Man befindet sich auf dem Schauplatz von „Carmen".

Seit einiger Zeit hat sich die Aufmerksamkeit der Touristen auf diesen letzten Winkel, der in Europa noch unentdeckt war, gerichtet, und die Bewohner Andorras und ihre Regierung wollen jetzt daraus Nutzen ziehen. Die Schaffung einer Briefmarke deutet bereits verkehrspolitisch dieses Ziel an.

Praktische Winke für „Mitreisende".

1. Stürze in ein Coupé in der letzten Minute und laß dich auf den schönsten Eckplatz nieder; ist er schon belegt, so hat der Inhaber sicher ein Einsehen.
2. Bist du in ein Raucherabteil geraten, so bitte die Mitreisenden, nicht zu rauchen und auf deine feinen Riechorgane Rücksicht zu nehmen. Das tut jeder gern.
3. Nimm recht viel Gepäck mit ins Coupé. Erstens ist es billig, und zweitens fühlt sich jedes männliche Wesen geschmeichelt, deine Koffer zu heben oder zu schleppen.
4. Am Bahnhof nimm recht ausgiebig Abschied am Fenster; die anderen können ja später mal hinausschauen.
5. Deine Fahrkarte stecke immer zu allerunterst in deine Tasche; der Schaffner wartet gern, bis du sie gefunden hast; er hat ja Zeit.
6. Wenn jemand das Fenster öffnen will, so sei dagegen, du könntest dich erkälten, und überhaupt zeigt es deine Energie und deinen festen Willen, wenn du nicht immer ja und amen sagst.
7. Fragt dich ein Mitreisender nach deinem Ziel, so würdige ihn keiner Antwort; man kann nie wissen, was so jemand will.
8. Wenn du Geld dabei hast, so zähle es öfters im Coupé; das macht guten Eindruck.
9. Hast du Hunger, so iß ordentlich von deinem Proviant; Schalen und Reste wirf ruhig auf den Boden; wofür sind denn die Reinmachefrauen angestellt?!
10. Ist jemand von der Gegend begeistert, so erzähle ihm, daß es viel schönere gibt, und laß durchblicken, daß du das alles schon kennst und verwöhnt bist.

Man wird dir eine Träne nachweinen, wenn du ausgestiegen bist.

Blé.

Gruß an die Weichsel.

Du lieber, heimatlicher Strom,
Du schönster aller Flüsse!
Ach, wie ich in der Fremde dich
Vermisse, ja vermisse!

Ich stürmte in die Welt hinaus
Mit jugendlichem Feuer —
Bekehrt kam wieder ich nach Haus
Zu dir, du treuer, treuer!

Du wirst wie einstens mich versteh'n,
Klag' ich dir Freud und Schmerzen —!
Tiefer, tiefer gräbst du dir
Ein Bett in meinem Herzen.

Adelheid Pyschny.



Bunte Chronik



* **Huancapampa, die unterirdische Stadt.** Vor einem Jahrzehnt stießen mit Erntearbeiten beschäftigte Indianer etwa dreißig Kilometer von der bolivianischen Stadt La Paz beim Hinwegräumen eines großen Felsblocks auf eine umfangreiche, höhlenartige Vertiefung. Man füllte sie zunächst mit Erde aus, schenkte ihr aber sonst weiter keine Beachtung. Im Laufe der Jahre fiel es den Besitzern des betreffenden Grundstücks, den Brüdern Pando auf, daß trotz wiederholten Nachfüllens die Erde an der betreffenden Stelle immer wieder nachgab. Sie ließen daraufhin den Platz systematisch untersuchen und konnten nun unlängst eine hochinteressante Entdeckung machen. Man fand zunächst einige vorgeschichtliche Werkzeuge und auch Goldbarren. Dann stellte es sich heraus, daß die vermeintliche „Höhle" von Menschenhand angelegt war. Es wurden ausgedehnte Gänge und Galerien frei gelegt, die aus riesigen, zum Teil roh behauenen Steinquadern errichtet waren. Die Steine sind ohne Zuhilfenahme von Mörtel einfach aufeinander getürmt, ähnlich, wie wir es bei den Bauten aus der peruanischen Inkazeit kennen. Man glaubt es hier mit einer regelrechten, unter der Erdoberfläche angelegten Stadt zu tun zu haben, in die sich die Bewohner der Gegend bei Überfällen stärkerer Nachbarstämme zurückzogen. Verschiedene zur Oberfläche führende Schächte dienten wahrscheinlich der Luftzufuhr. Über das Alter der unterirdischen Stadt herrscht noch Ungewißheit, doch sind die Sachverständigen schon jetzt der Ansicht, daß die Anlage bereits vor den Inkas bestanden hat.

*

* **Das größte Geweih der Erde.** Das seltenste und gewaltigste Geweih der Erde befindet sich zurzeit in der Sammlung eines amerikanischen Liebhabers, des Pelzhändlers W. F. Sheard in Washington und erregt den Neid und die Bewunderung aller Sachverständigen und Jagdfreunde. Es ist das Geweih eines kanadischen Elentieres. Dieser gewaltigste Vertreter aus der Familie der Hirsche, der einst auch in ganz Nord- und Mitteleuropa vorkam, findet sich noch vereinzelt in den kanadischen Wäldern. Er erreicht eine Höhe von 1,90 Meter, eine Länge von 2,80 Meter und wird bis 300 Kilo schwer. Das Geweih besteht aus einer großen, sehr ausgebreiteten, dreieckigen glatten Krone, die am Rande mit zahlreichen Zacken besetzt ist und auf kurzen, dicken, gerundeten Stangen getragen wird. Das Geweih des fraglichen Riesentieres, das vor einiger Zeit erbeutet wurde und das einen Durchmesser von über 2 Metern hat, trägt nicht weniger als vierzig Zacken, oder wie der Jäger sagt, Enden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.